

Zeitschrift:	Der Schweizer Geograph: Zeitschrift des Vereins Schweizerischer Geographieleher, sowie der Geographischen Gesellschaften von Basel, Bern, St. Gallen und Zürich = Le géographe suisse
Herausgeber:	Verein Schweizerischer Geographieleher
Band:	4 (1927)
Heft:	7
Artikel:	Das Zürcher Bauernhaus in seiner Beziehung zur Vegetation [Fortsetzung]
Autor:	Brockmann-Jerosch, H.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-6334

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER **SCHWEIZER GEOGRAPH** LE GÉOGRAPHE SUISSE

ZEITSCHRIFT DES VEREINS SCHWEIZ. GEOGRAPHIELEHRER,
DER GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT VON BERN UND DER
GEOGRAPHISCH-ETHNOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT VON ZÜRICH

REDACTION: PROF. DR FRITZ NUSSBAUM, HOFWIL BEI BERN

Verlag: Kümmerly & Frey, Geographischer Kartenverlag, Bern
Abonnement, jährlich 10 Hefte, Fr. 5.—.

Das Zürcher Bauernhaus in seiner Beziehung zur Vegetation.

Von Prof. Dr. H. Brockmann-Jerosch, Zürich.

(Fortsetzung.)

Das dorfartige Zusammenwohnen der Leute ist in erster Linie *wirtschaftlich* bedingt: der Flurzwang schafft in vorderster Reihe die Grundlagen dafür. Die Zelgen lösen sich in Gebiete mit gleicher Ackerrichtung auf, die durch das Gelände bestimmt sind, und diese nennt man *Gewanne*. Hieraus erklärt sich die Bezeichnung *Gewanndorf*. Der Ausdruck *Zelgendorf* wäre klarer und für unsere Verhältnisse passender.

Die Lage dieser Dörfer ist siedlungsgeographisch noch wenig geklärt worden. In diesem Zusammenhang kann nur auf einige Grundzüge hingewiesen werden. Massgebend für die Lage des Dorfes sind in erster Linie die *landwirtschaftlichen* Verkehrswege. Es liegt also bei dem durch das Gelände bedingten Kreuzungspunkte der landwirtschaftlichen Wege, womöglich inmitten des Wirtschaftsgebietes.

Unter der Mitte des Wirtschaftsgebietes ist aber nicht der geometrische Mittelpunkt zu verstehen. Es handelt sich vielmehr um den *Arbeitsmittelpunkt*: Extensiv bewirtschaftete Flächen dürfen weit weg liegen — Wald, Weiden, Sumpfwiesen — arbeitsintensiv bearbeitete Flächen müssen nahe liegen, wie z. B. Rebberge, Grünfutterwiesen mit Obstbau.

Die Lage der Dörfer zu den *Handelswegen* — Fernverkehrswege, Landstrassen — ist recht gleichgültig. Das ist ja auch gut

zu verstehen, stammen doch diese Dörfer aus der Zeit der *Selbstversorgung*, und der Weg zum Markte wurde unvergleichlich seltener genutzt als der zu den eigenen Flächen.

Wenn heute oft die Landstrassen von Dorf zu Dorf gehen, jeweils hinein bis in das Zentrum und wieder hinaus auf der andern Seite, so scheint diese Tatsache der obigen Ausführung zu widersprechen. Aber die Fernverkehrswege gehen eben vorerst meist aus den landwirtschaftlichen hervor. Direkte, künstliche Fernverkehrswege kannte die Schweiz wohl in der Römerzeit, später gingen sie oft verloren. Erst in der Neuzeit sind bei uns direkte Fernverkehrswege — oft vorerst als Militärstrassen gebaut — wieder häufiger geworden. Aber noch nehmen gerade in der Ostschweiz die Landstrassen die Stelle alter landwirtschaftlicher Wege ein und führen so jeweilen durch den Dorfmittelpunkt hindurch.

Für den Siedelungsort sind auch die *Bäche* von einer gewissen Bedeutung. Es ist angenehm, Wasser als Trink- und Waschwasser, dann aber auch zur Bekämpfung von Feuersbrünsten in grosser Menge zur Verfügung zu haben. Sind Bäche vorhanden, dann sieht man noch heute alte Anlagen, um das Wasser für die genannten Zwecke zu stauen. Die Schweiz ist ja wasserreich und die Bachdichtigkeit gross. Daraus entstand oft der Gedanke, es sei auch bei uns der Bach für die Lage des Dorfes entscheidend. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Viele Dörfer mussten sich mit künstlich zugeführtem Wasser irgend eines Baches begnügen. Auch das Grundwasser aus Altwässern und Giessen, dann auch die Sodbrunnen wurden benutzt. Auch im Gebirge sehen wir übrigens, dass die Lage der Siedlungen nicht mit der Wasserrinne übereinstimmt. Wieviele Alphütten, ja ganze Sommerdörfer, begnügen sich mit einem zugeführten Bache oder gar mit Schneewasser oder dem Regenwasser der Dächer. Das Zentrum der Wirtschaftsfläche ist es eben, das in erster Linie die Lage der Siedlung entscheidet.

Wir können einzelne Arten von Siedlungen nach ihrer Lage hervorheben. Im Kanton Zürich (wie in der Schweiz überhaupt) gehören die *Schuttkegelsiedlungen* zu den häufigsten. Sie liegen bei den kleineren, flachen Schuttkegeln auf deren Spitze, da wo der Bach einigermassen festgelegt ist, sich leicht überbrücken lässt, zugleich also da, wo der Bacheinschnitt den Aufstieg auf den Berg erleichtert. Grosse Schuttkegel werden in halber Höhe

besiedelt, und zwar liegt das Dorf oft seitlich des Flusses gegen eine Bergseite, dem pendelnden Flusslaufe entrückt. Hierbei kommt es auch zur Teilung des Dorfes auf die beiden Schuttkegelhälften (Altdorf-Schattdorf). Das Wasser wurde oft als Bach den Dörfern zugeleitet.

Als häufiger Typus tritt ferner noch das *Brückendorf* auf, das im Tale liegt, wo der Talfluss durch einen Riegel bricht, der oft durch Stirnmoränen hervorgerufen wird. Die Erhöhung des Talgrundes schafft in solchen Fällen ein Erheben über den Grundwasserstand und damit eine landwirtschaftlich nutzbare Fläche, die durch die Ueberbrückung noch vergrössert wird (z. B. Dübendorf).

Schon selten sind bei uns die auf dem Sporne zwischen zwei ehemaligen Prallhängen eines alten Flusslaufes liegenden Dörfer. Die Prallhänge bringen erhöhte Lage über dem Grundwasserstand und trockene Feldwege längs ihrer Kante. Die Wasserversorgung der *Sporndörfer* geschieht durch Giessen oder Soodbrunnen. Solche Dörfer auf einem Sporne inmitten des Tales gelegen, treten bei uns zurück, sind doch die Talebenen meist schmal und mehr durch Aufschüttung des Hauptflusses als durch Seitenerosion pendelnder Flüsse entstanden.

Ganz anderen Charakter haben die auf den Bergrücken entstehenden Siedlungen. An den Hängen liegen sie mit Vorliebe da, wo die horizontal verlaufenden Flurwege sich mit den bergauf und bergab führenden schneiden, die die wichtigsten Wirtschaftsgebiete, nämlich die Terrassen, miteinander verbinden, also an solchen Stellen, von welchen aus mehrere Wirtschaftsflächen gut erreicht werden können. Es sind meist Moränenterrassen, die solche ebenere Nutzflächen tragen, also fluvioglaziale Bildungen, deren Stauung durch Längsmoränen geschah. Die Siedlungen liegen nun gerne da, wo diese Moränen von den vom Bergrücken herabkommenden Bächen durchbrochen werden.

Geben Gebirge Anlass zu Hochflächen, die durch Dreifelderwirtschaft ausgenützt werden, so liegen die Dörfer inmitten des Wirtschaftsgebietes. Die Wasserversorgung ist dann oft kümmерlich genug. Wird das Wirtschaftsgebiet zu klein und wird es durch ein Tal mehr oder weniger in zwei Teile getrennt, so liegt die Siedlung an der Trennungsstelle, d. h. oben auf der Hochfläche am Talanfang. Kleinere orographisch getrennte Stücke

können von einem Dorfteil, als Gemeindeteil, bewirtschaftet werden.

Alle diese Dorfsiedlungen zeigen trotz ihrer Vielgestaltigkeit doch viele gemeinsame Züge: Alle stimmen darin überein, dass

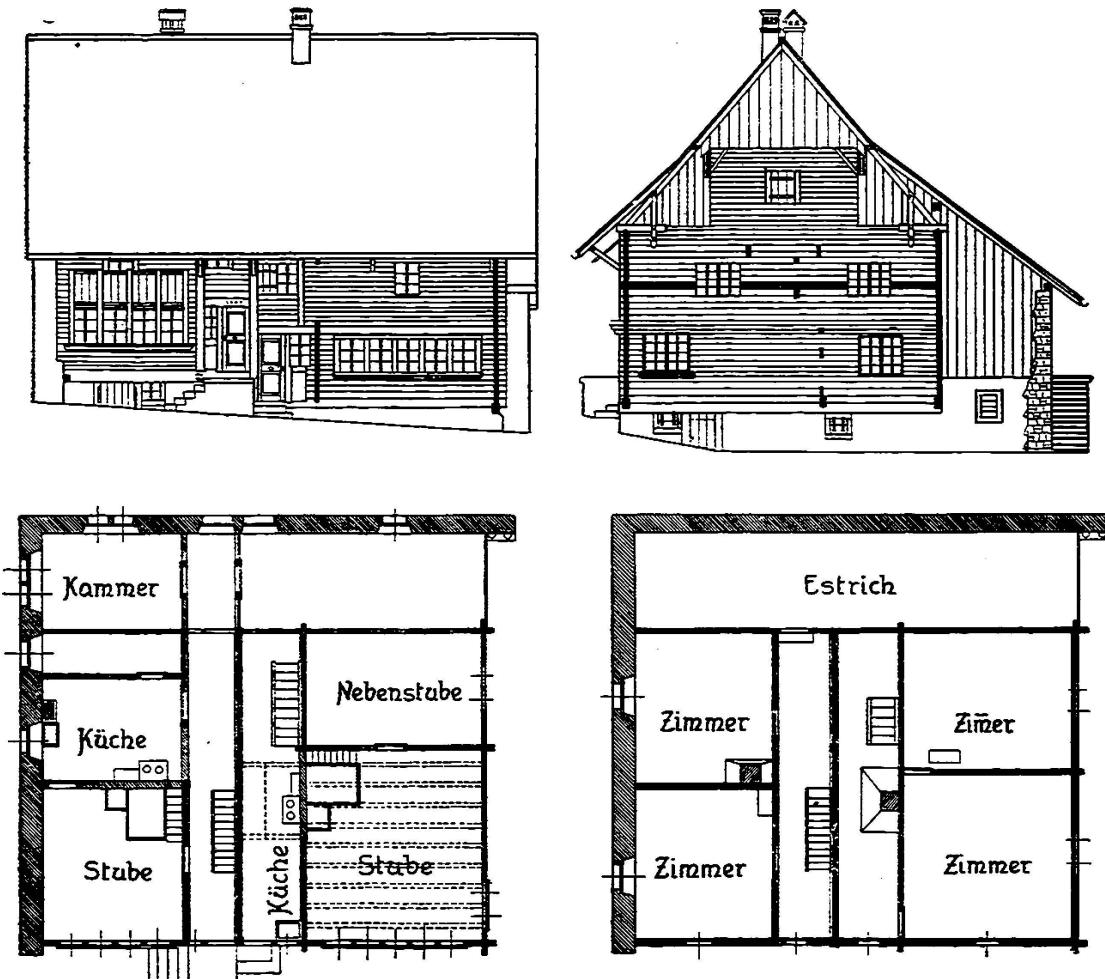


Abb. 7. Doppelwohnhaus im Stocken, Wädenswil. Maßstab 1 : 300.
Blockhaus mit nachträglichem Umbau.

sie sich nach den besten landwirtschaftlichen Verkehrswegen richten.

Aus den obigen, ganz kurz gehaltenen Ausführungen ergeben sich eine Reihe von *Zusammenhängen*. Ursprünglich beruht die Bodenproduktion auf dem *Klima* und der *Vegetation*. Die nach unseren Begriffen trockenen Gebiete des Kantons Zürich hatten zur Zeit der Selbstversorgung den damals so erwünschten vorherrschenden *Getreidebau*. Er führte zum *Dreisässenhaus* und zur gemeinsamen Bewirtschaftung, was wiederum den Flurzwang zur Folge hatte. Der Flurzwang schuf das *Zelgendorf*; die

Vegetation, vor allem der Mangel an geradem Nadelholz, bestimmte die Art des Bauens. Sie brachte das *Dachhaus* hervor und damit das *Einheitshaus*, wovon unten noch die Rede sein wird. Man versteht leicht, dass die Zelgenwirtschaft auch zur Ausscheidung von gemeinsam benutzten Fahrwegen führte, hatte der Landwirt doch immer Wagen und Zugtiere. Von diesen Fahrwegen konnten die günstig gelegenen — es waren vorzugsweise diejenigen längs des Bergfusses — für den *Fernverkehr* des Handels benutzt werden.

Wir erkennen hier also Zusammenhänge von (verhältnismässig) trockenem Klima mit vorherrschendem *Getreidebau*, *Dreisässenhaus*, *Einheitshaus*, *Zelgendorf* und selbst wenigstens der Möglichkeit von leidlichem *Fernverkehr*.

Wollen wir die Grenze des (früher) vorzugsweise dem Getreidebau dienenden Gebietes erkennen, so müssen wir auf der Regenkarte der Kurve von etwa 130 cm Jahresniederschlag folgen, d. h.: sind die Niederschläge noch grösser, so würde der Getreidebau unwirtschaftlich, sind sie geringer, so lässt er sich wohl noch durchführen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass derartige Abgrenzungen die Verhältnisse nur in groben Zügen zeigen können. Die jährliche Niederschlagsmenge ist ja eigentlich nur der Ausdruck eines Klimatypus. Genauer erfasst man die Sache schon, wenn man auf die Sommerregen abstellt, beruht doch die Schädigung, die der Getreidebau durch zu grosse Niederschläge erfährt, in erster Linie auf ihnen. Betrachten wir die Monate Juni, Juli und August als Sommer, so ergibt sich in der Kurve von 40 cm Sommerniederschlag eine genauere Scheidelinie. Aber auch diese Grenze wird in bestimmten Fällen leicht übersprungen, wenn sich nämlich ein durchlässiger, sich leicht erwärmender Boden vorfindet, etwa ein Schotterboden aus der Eiszeit. Solche Beispiele bieten Zell und Wildberg im Tösstal. Oft auch geben Nagelfluhböden dazu Anlass (Klein Bäretschwil).

Um nun mit dem Getreidebau abzuschliessen, bleibt noch übrig, einige Worte über ihn in dem nassen Gebiete des Zürcher-oberlandes zu sagen. Selbstverständlich wurde er auch hier ausgeübt, soweit er sich irgendwie noch lohnte. Aber es war aus klimatischen Gründen oft nicht tunlich, ihn auf die ebenen Stellen mit gutem, tiefgründigem Boden zu nehmen; oft musste der trockenere, an steiler Halde den Winden ausgesetzte, steinige

Nagelfulhboden gewählt werden. An die Stelle des so vielseitig verwendbaren, backfähigen Weizens muss hier eine Getreideart mit hängenden, gegen Regen besser geschützten Aehrchen treten, auch wenn sie nur als Mus zu gebrauchen ist und in lästiger Weise erst durch mühsames Stampfen die Spelzen loslässt: das ist der *Hafer*. Die Grenze der 40 cm Sommerniederschläge ist also auch diejenige des (ehemaligen) vorzugsweisen Haferbaues. — Neben Hafer wurde auch viel *Gerste* gebaut.

An steiler Halde in steinigem Boden wird die Arbeit meist mit der Hacke gemacht, der Pflug tritt zurück oder fehlt ganz. Wohl gibt es einzelne Plätze, wo sie durch die Schaufel ersetzt werden konnte («Schaufelberg»); meist aber war die Hacke das Ackergerät und sie ist es heute noch geblieben. Sie war so stark eingebürgert und der Pflug so unbekannt, dass selbst in ebenem, tiefgründigem Boden im Tale (Schmerikon und Uznach — allerdings ausserhalb des Kantons Zürich) heute noch für den dortigen Maiskörnerbau (Abb. 2), der Zürich selber fehlt, die an die Stelle der Hacke getretene Schaufel geblieben ist.

Es ist nun sehr interessant zu sehen, dass auch im nassen Gebiet der Getreidebau sich an die Dreifelderfolge hält und auch hier dieser dreijährige Turnus eingehalten wird; aber eines ist wesentlich verschieden: die gemeinsame Betriebsweise, die gemeinsame Weide und damit der Flurzwang fehlen. Die einzelnen Wiesenstücke — die Wiese überwiegt — sind Privateigentum. Sie unterliegen starker Düngung, während das Getreidefeld hier extensiv gehalten wurde, und damit ist das landwirtschaftliche Haus, aber auch die Art der Siedlung eine ganz wesentlich andere.

Um die pflanzliche Dauernahrung zu vermehren, ist hier ein starker Obstbau heimisch, und zwar sind es Äpfel und Birnen, in höhern Lagen namentlich Kirschen. Die getrockneten Früchte spielten als Dauernahrung eine wesentliche Rolle. Um die Mehlfrüchte zu vermehren, pflanzte man in tieferen Lagen häufig selbst die Kastanie, die heute durch den Maiskörnerbau auf den warmen Talsohlen ersetzt ist. Der Kanton Zürich wird aber nicht mehr von ihr erreicht.

Das Bauprogramm des Grasbauern braucht keinen Dreschplatz, da die Hauptreinigung des Hafers durch Stampfen im Mörser geschieht. Die Leute haben geringe Getreidevorräte: die Schüttifällt weg. Der Hauptertrag liegt im Wiesenbau und dieser wird sehr einseitig betrieben. Der Wechsel mit andern Kulturen tritt

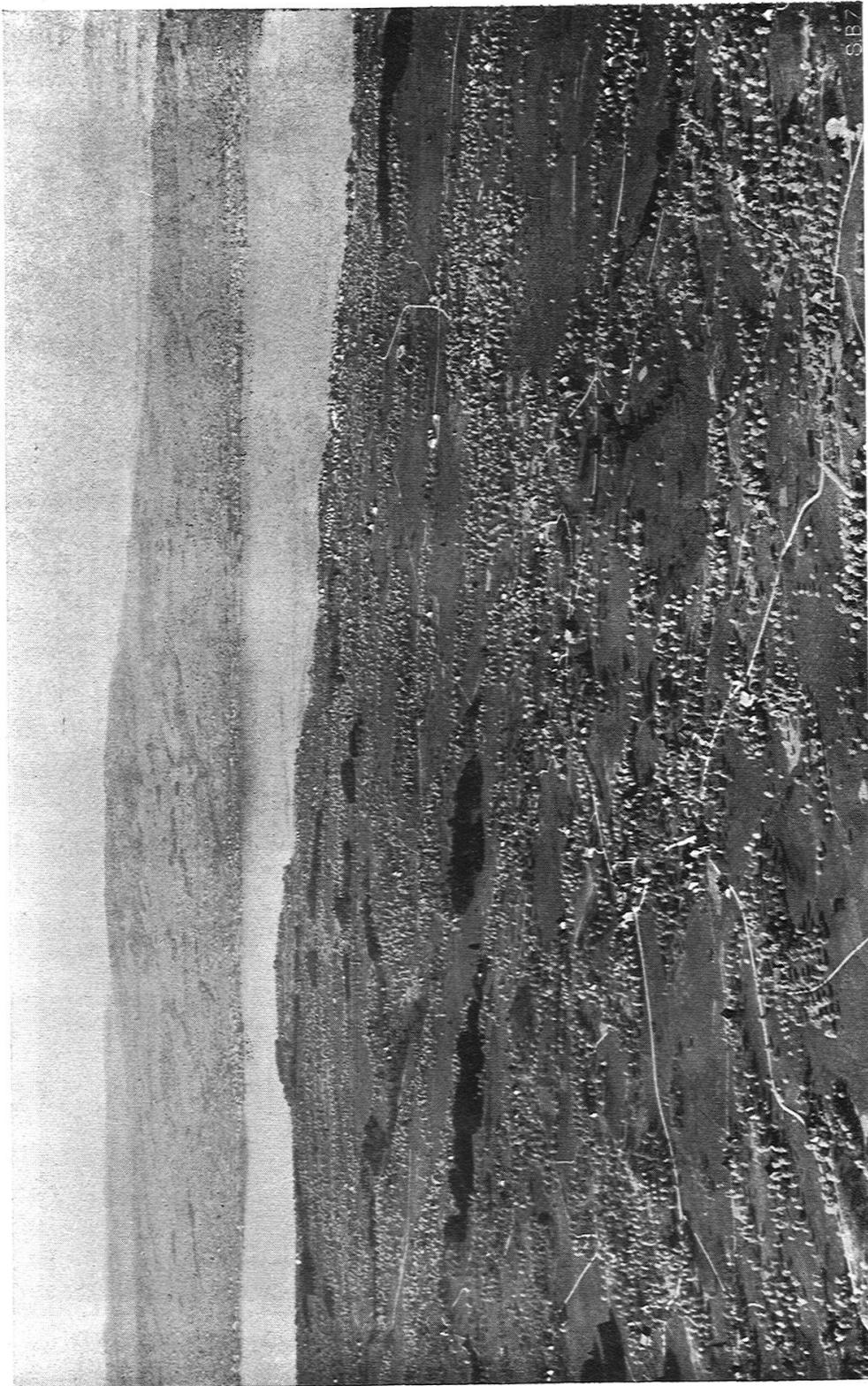


Abb. 8. Hofsiedlungen im Wiesland (Hirzel, Bez. Horgen). Feuchteres Gebiet mit Grasbau und reichlich Obstbau. Jeder Hof aus mehreren Gebäuden bestehend; früher Blockbau, jetzt meist Ständerbau, vereinzelt Riegelbau.

Fliegeraufnahme der Ad Astra Aero.



Abb. 9. Appenzellerhaus im Roswiesli, Fischenthal (Bez. Hinwil).
Einheitshaus im Graswirtschaftsgebiet.

stark zurück, und so braucht der Landwirt nur *ein* (zusammenhängendes) Stück Land; er bestrebt sich, alles in einem Stück, in *arrondiertem Grundbesitz* zu haben. Unwesentlich wird die Lage seines Hauses zum Getreidefeld, wesentlich aber die zur Weide und Wiese; das Wohnhaus steht einzeln im eigenen Wiesland: das ist die *Hoflage* (Abb. 8).

Die Gebiete mit vorherrschendem Grasbau und Hoflage verlangten keinen Wagen und keine gemeinamen *Fahrwege*. Auf dem Hofe selbst hatte man den Schlitten und das meiste wurde auf dem Rücken getragen. Selbst der Schubkarren scheint dem Wortlaute nach neu zu sein, heisst er doch, wenn er für den Grünfuttertransport eingerichtet ist, «*Grasbäre*», was soviel heisst wie *Grastraggestell*. Es gibt ja auch noch gelegentlich solche für zwei Leute eingerichtete Traggestelle. Da das Gelände oft steil ist, zerschnitten durch Gräte und Täler, so blieben die Leute ungemein lange bei ihrer Sitte, alles auf dem Rücken zu tragen, auch wenn ganz ansehnliche Strecken durchwandert werden mussten. Durchgehende Strassen wurden sehr spät gebaut, die Tösstalstrasse beispielsweise erst vor 100 Jahren, also zu einer Zeit, als schon Dampfschiffe auf unsren Seen fuhren. Die neuen Strassen konnten auf die vielen einzelnen Höfe keine Rücksicht nehmen. Ihre Führung war damit auch fast nur durch das Gelände bestimmt und hier konnten von Anfang an schöne Strassenzüge mit gleichsinnigem Gefälle gebaut werden. Der Fernverkehr mied deshalb lange die feuchten Gebiete mit Hofsiedelung (z. B. Uri) und wandte sich vorerst mehr den trockenen (Graubünden) zu.

Und nun der *Haustypus*. Um die Unterschiede in den einzelnen Gebieten zu verstehen, müssen wir weiter ausgreifen. Ein Haustypus wird nicht nur bestimmt durch das wirtschaftliche Programm, sondern auch noch durch andere Faktoren, wie z. B. das Baumaterial, das zur Verfügung steht. Dabei muss, bei dem wenig entwickelten Güteraustausch des Mittelalters, der Umkreis, aus dem das Baumaterial stammen durfte, möglichst eng gezogen werden, ja es musste womöglich dem eigenen Betriebe entnommen werden. Das Baumaterial des Nordzürchers war im wesentlichen beschränkt auf Lehm und auf das Holz der dortigen Wälder. Diese bestanden damals in jener Gegend aus Eichen mit reichlicher Beimengung anderer Laubbäume: Nadelhölzer aber fehlten, indem die heutigen dort vorkommenden Föhrenbestände erst im 18. Jahrhundert und zwar durch Aussaat entstanden sind.

Das zur Verfügung stehende Bauholz war also schwer zu bearbeiten, zudem waren gerade Stücke selten. In ganz primitiven Zeiten war es das einfachste, als Behausung ein Dach zu erstellen, das bis zum Boden reichte. Ein solches Dachhaus konnte aus jungem Rundholz, mit aufgebundenen Aesten als Dachlatten und mit einer dicken Lage aus Stroh bestehen. Es konnte gross genug gebaut werden, um Menschen, Tiere, Vorräte und Arbeitsplatz unter *einem* Dache zu vereinigen. Da es wegen der Wärmeverhältnisse nicht zu hoch werden durfte, musste man die gewünschte Grösse in einer langgestreckten Form suchen. Das Dachhaus wird zum *Einheitshaus*.

Das primitive Dachhaus erlaubt es dem Menschen nicht, den Rand des Innenraumes in aufrechter Stellung zu nutzen. Deshalb sind hier so häufig die Schlafstellen angebracht. Will der Bewohner ihn dennoch für andere Zwecke brauchen, so gräbt er sich in den Boden ein, wodurch die *Wohngrube* entsteht. Möchte er aber ein Haus besitzen, das *über* dem Boden steht, so muss er senkrechte Wände hinzufügen. Er baut sie im Norden des Kantons aus einzelnen, sorgfältig ineinander verträmmten Balken (früher aus Eichenholz) und verschliesst die entstehenden Felder mit Geflecht und beidseitigem Lehm bewurf, den er weisselt. Später werden sie durch Mauerwerk mit Kalkmörtel, oft mit Lehmzusatz ausgemauert. Es entsteht aus dem reinen Dachhaus ein *Riegelhaus*.

Im niederschlagsreicherem Kantonsteil stand ein anderes Baumaterial zur Verfügung: das gerade Nadelholz. Hier waren von jeher Fichten einheimisch. Das gerade, leicht bearbeitbare, besonders gut spaltbare Holz erlaubte einen Bau, der nicht wie das Dachhaus zum Teil wenigstens als Wohngrube in den Boden versenkt werden musste, sondern der mit senkrechten Wänden dem Boden aufgesetzt werden konnte: das *Wandhaus*. Dazu benutzte man die geraden Stämme, die man zu Wänden aufeinander schichtete und, damit sie einander möglichst berühren, an den Ecken einschnitt: das *Blockhaus* (Abb. 7). Die praktisch erreichbare Länge der Wände kann jedoch nicht gleich der ganzen Baumlänge sein und zwar deshalb, weil die Stämme sich verjüngen und weil durch die Drehung um die eigene Axe bei Feuchtigkeitsaufnahme das Holz arbeitet und dadurch Lücken entstehen. In primitiven Verhältnissen ist daher ein Raum nur eine «Trämmel»- (Block-) Länge lang (etwa 4 bis 5 m). Braucht es

mehr Raum, so werden zwei oder mehr Bauten erstellt: das *Einheitshaus* kommt hier *nicht* zustande, sondern *der dezentralisierte Hausbesitz geht Hand in Hand mit dem zentralisierten Grundbesitz*: Wohnhaus und Stall sind getrennt, dazu kommen noch Scheunen, falls das Heu nicht in freistehenden Haufen, in Tristen, aufbewahrt wird.

(Schluss folgt.)

† Eduard Brückner.

Mit Eduard Brückner, dem am 20. Mai in Wien verstorbenen Ordinarius der Geographie an der dortigen Universität, hat die



Prof. Dr. Ed. Brückner.

geographische Wissenschaft einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren. Und da Brückner von 1888—1904 an der *Berner Hochschule* gewirkt hat, so geziemt es sich, seiner mit ein paar Worten zu gedenken; denn zahlreich sind in unserem Lande, zumal im Kanton Bern, seine ehemaligen Schüler, die nun an Mittel- und Hochschulen tätig sind und sich mit Freude und Ehrfurcht ihres einstigen Lehrers erinnern.

Brückner wurde 1862 in Jena als Sohn des deutsch-russischen Historikers Alexander Brückner geboren. Er studierte an den Hochschulen von Dorpat, Dresden und München Naturwissenschaften und Geographie und kam dann an die deutsche Seewarte nach Hamburg, wo er sich seine bedeutenden Kenntnisse der Meteorologie erwarb. 1888 wurde er als ausserordentlicher